

Günther Patzig

Wilhelm von Humboldts »kopernikanische Wende« in der Sprachbetrachtung*

Im Jahre 1836, ein Jahr nach Wilhelm von Humboldts Tod, erschien sein sprachphilosophisches und sprachtheoretisches Hauptwerk, an dem er die letzten Jahre seines Lebens, seit 1830, gearbeitet hatte.

Der volle Titel lautet: »Über die Kawi-Sprache auf Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts«.

Herausgeber des dreibändigen Werks war Wilhelms Bruder Alexander von Humboldt, der in seinem Vorwort die unvergeßliche Formulierung gebrauchte, geschrieben sei das Buch »auf einem freundlichen Landsitze, wo der Verewigte einsam, in der Nähe eines Grabes, von dem Hauche alter Kunst umweht, seinen ernstesten Studien lebte«.

Das klassische Dokument der sprachtheoretischen Reflexion Humboldts ist eben die *Einleitung* zu diesem Werk; sie umfaßt - in der späteren Akademie Ausgabe - 344 Seiten. Man fragt sofort, welche Gründe Humboldt bewegen haben könnten, seine gleichermaßen ins Weite ausgreifenden und in die Tiefe dringenden Erörterungen über die Sprache als Organ des menschlichen Geistes einer spezialistischen Untersuchung des *Kawi*, einer Regionalsprache auf der Insel Java, der Adels- und Dichtersprache einer versunkenen Epoche, voranzustellen. Eine Erklärung gibt der Autor selbst: In der Kawi-Sprache haben wir den interessanten Fall vor uns, in dem eine einheimische Sprache, das Malayische, von der indischen Kultur und ihrem sprachlichen Medium, dem Sanskrit, tiefgreifend beeinflusst wurde, ohne daß die resultierende Sprache ihre eigentümliche Natur verloren hätte. An diesem Einzelfall faszinierte Humboldt offenbar besonders die allgemeine Erscheinung, daß Sprachen die Fähigkeit haben, sich mit Elementen anderer kultureller Traditionen anzureichern und diese in ihren eigenen Zusammenhang kraft ihrer »inneren Sprachform« einzuschmelzen. Eine so komplexe Sprache forderte dazu heraus, alle methodischen Feinheiten anzuwenden, die Humboldt sich in langen Jahren des Studiums der verschiedensten Sprachen (des Griechischen, des Lateinischen, des

* Vortrag, gehalten zum 150. Jahrestag von Humboldts Tod im Schloß Tegel bei Berlin am 14.6.1985.

Sanskrit, des Chinesischen und Japanischen, des Baskischen, des Ägyptischen, des Mexikanischen, der nordamerikanischen Indianersprachen und natürlich der modernen europäischen Sprachen) erworben hatte. Insofern könnte man sagen, daß sein hinterlassenes Werk nach beiden Seiten der Beschäftigung mit der Sprache und den Sprachen die Summe zog: Die Untersuchung der Kawi-Sprache bildet den Höhepunkt seiner sprachwissenschaftlichen Analysen konkreter Sprachen; die umfassende Einleitung gibt die gründlichste Version seiner philosophischen Reflexion über die Sprache als Medium menschlicher Existenz.

Es ist meine Hoffnung, mit meinen Ausführungen am heutigen Abend, die vielleicht in demselben Raum vorgetragen werden, in dem Humboldt sein Werk verfaßt hat, in einigen von Ihnen das Interesse rege zu machen, diese berühmte Einleitung einmal zu lesen.'

1. Bevor wir zu den bedeutenden Inhalten dieses Textes kommen, muß noch etwas über Humboldts Stil gesagt werden. Die Kommentatoren pflegen seine Darstellungsweise einhellig »schwer verständlich« und »dunkel« zu nennen. In der Tat strebt Humboldt nicht die Präzision und Nüchternheit einer wissenschaftlichen Untersuchung an; in schwebender, von eindrucksvollen Bildern beleuchteter und belebter Redeweise versucht er vielmehr, den Grundphänomenen der Sprache näherzukommen. Offenbar will er die Gefahr vermeiden, durch scharfe Einteilung etwas zu zerreißen, das nur als komplexer Zusammenhang, in dem alles auf alles einwirkt und zurückwirkt, richtig verstanden werden kann. Diese in unübertrefflicher Weise durch zarte Andeutungen das Nachdenken des Lesers anregende Verfahrensart hat freilich auch ihren Preis: Was genau Humboldt eigentlich mit den zentralen Grundworten der »inneren Sprachform« oder der »Weltansicht«, die sich in einer Sprache ausdrücken, gemeint hat, ist bis heute in der Literatur umstritten und ist von vielen Lesern offensichtlich mißverstanden worden. Und die schwebende, mehr andeutende Darstellungsart Humboldts hat mit dazu beigetragen, daß Vertreter grundverschiedener Ansätze der späteren Sprachtheorie und Linguistik, bis hin zur generativen Transformationsgrammatik N. Chomskys, sich auf Passagen bei Humboldt berufen und ihn als Ahnherrn oder wenigstens Vorläufer der jeweils eigenen Auffassungen in Anspruch nehmen konnten.

Jedenfalls aber ist die Dunkelheit des Humboldtschen Stils, die immer wieder beklagt wird, weder, wie einige Interpreten behaupten, die vornehme Nachlässigkeit des Aristokraten, dem jede pedantische Genauigkeit zuwider ist, noch ist sie gar auf einen Mangel an Sprachkraft zurückzuführen. Auch dies wird in der Literatur öfters behauptet. Aber das erste, die grandseigneurale Attitüde, die sich aus Vornehmheit mit Einzelheiten nicht abgibt, stünde im klaren Widerspruch zu der Hingebung, mit der

Humboldt gerade bei seinen sprachwissenschaftlichen Studien auf das feinste Detail einzugehen pflegt; die zweite Erklärung, durch Hinweis auf sprachliches Unvermögen, wird durch jede Zeile des Textes widerlegt, der für jeden dafür Empfänglichen die deutlichsten Zeichen trägt, daß hier ein Autor von hohem Rang, in der Tat ein Dichter, seine Redeweise in vollem Bewußtsein dem Sachgebiet angepaßt hat, über das er spricht. Ich werde genug Stellen im Wortlaut des Autors zitieren, um Ihnen die Möglichkeit zu geben, einen eigenen Eindruck von dieser besonderen Art wissenschaftlicher Prosa zu gewinnen. Mir, so gestehe ich, ist es oft geradezu eine Erholung, von dem ermüdenden technischen Jargon vieler unserer progressiven Sprachwissenschaftler gelegentlich zu Humboldts Deutsch zurückzukehren. (Ich nehme dabei gern in Kauf, daß man diese Präferenz auch als Symptom des »Postmodernismus« und der »Nostalgiewelle« deuten könnte.)

Wenn man sich nach Vorbildern umsieht, denen Humboldts Stil verpflichtet sein könnte, wird man zunächst *Goethes* naturwissenschaftliche Schriften nennen; es scheint mir unverkennbar, daß Humboldt in der Tat von Goethes Texten zur Naturwissenschaft tiefbeeindruckt und beeinflusst gewesen ist. Denn auch bei Goethe, den Humboldt verehrte und den er persönlich gut kannte, finden wir diese mehr andeutende als scharf zupackende, den Urphänomenen ehrfürchtig sich nähernde, jede Gewaltbarkeit der Begriffsbildung scheuende Darstellungsweise. Und man darf ebenfalls vermuten, daß Humboldt das Sprachvermögen des Menschen in ähnlicher Weise als ein »Urphänomen« aufgefaßt hat, wie Goethe in der Farbenlehre das Licht und die Farben.

Soviel zur Darstellungsart, die Humboldt gewählt hat; wir kommen nun zu der Sache, um die es ihm ging. Dazu muß ich allerdings etwas ausholen.

2. Es ist eine in mehrerer Hinsicht interessante Tatsache, daß in den Sachgebieten, in denen die griechische Philosophie auf der Stufe der Naivität stehengeblieben war, auch in der Neuzeit der Durchbruch zur vollen Radikalität und Tiefe der Fragestellung erst spät gelingt. So ist es im Bereich der Ethik, in der erst David Hume 1741 den Kardinalpunkt zur Diskussion gestellt hat, wie eigentlich aus Tatsachen mit logischer Bündigkeit Normen und damit moralische Forderungen sollen folgen können. Damit war jener in der Antike allgemein akzeptierte und durch die Neuzeit hin ebenfalls angewandte Argumentationsansatz hinfällig, nach dem die Frage, wie man sich verhalten solle, z.B. aus Einsichten über die Natur des Menschen oder die Natur der Welt beantwortet werden kann.

Ähnlich liegen die Dinge in der Sprachbetrachtung: Platon und Aristoteles blieben noch im Vorhof der Frage nach dem Wesen der Sprache stehen, indem sie die Sprache als ein Zeichensystem auffaßten, das die als Dinge immer schon vorausgesetzten Gegenstände der Wirklichkeit erfäßt, so daß

die Worte in unserem Sprechen und Denken diese Dinge vertreten können. Die Sprache ist für sie Medium der Darstellung und Repräsentation von Wirklichkeitsbeständen. Ein Problem war nur, ob die sprachlichen Zeichen den Dingen von Natur (*physei*) oder rein konventionell durch Verabredung (*thesei*) zugeordnet seien. Gibt es einen sachlichen Zusammenhang zwischen dem sprachlichen Ausdruck und dem, was er bedeutet? Dies war die Hauptfrage, mit der sich die Sprachphilosophen in der Antike auseinandersetzten.

Solche Voraussetzungen kommen in einer *Aristoteles-Stelle*, nämlich in der Schrift »Über die sophistischen Scheinbeweise«, klar zum Ausdruck: *kiwi yàp ovx éçzv àûra τὰ η̄ρçyπατα SicolÉyeuûaz rpépovραç, à la roi'ç òvò-πααzv npaypcirwv xp6.e0a vvpβò,l oçç, rd avEzβai"vov ézri rWv òvo-w&rww xai rtvv irpaypcirwv ityovpeûa avpβaivew, ...* (De soph. el. 165a6-9). Auf deutsch: »Da es nicht möglich ist, zu unseren Diskussionen die Dinge selbst, über die wir reden wollen, mitzubringen, benutzen wir vielmehr die Worte als Symbole anstelle der Dinge. So werden wir zu dem Glauben gebracht, die Eigenschaften der Worte seien auch Eigenschaften der Dinge, die sie bezeichnen.«

Man sieht sofort, daß hier einige Voraussetzungen gemacht werden, die wenigstens problematisch sind: Jedes Wort bezeichnet eine Sache, deren Zeichen und Stellvertreter es ist; die bezeichneten Dinge können wir zwar nicht immer bei uns haben, aber sie sind doch von der Art, daß wir sie im Prinzip mitbringen könnten (oder, wenn es sich um Immobilien - im Wort-sinn - handelt, in deren Nähe wir uns begeben könnten, so daß wir in ihrer Anwesenheit, auf sie zeigend, uns ihrer Eigenschaften versichern könnten).

Das Wort ist Repräsentant des Gegenstandes, der auch ohne Wort schon vorhanden ist, ja dasein muß, wenn das Wort Sinn haben soll. Außerdem werden sprachliche Zeichen vor allem zur Informationsvermittlung, im Sinne eines Meinungs- und Erfahrungsaustausches, gebraucht. Keine dieser Voraussetzungen ist wirklich erfüllt: denn nicht jedes Wort bezieht sich, wie ein Eigenname, auf einen Gegenstand (*Irpayua*), nicht einmal auf jeweils eine Art von Gegenständen, wie allgemeine Begriffe wie »Baum«, »Mensch«, »Lebewesen«. Worte wie »und«, »nur«, »leider«, »wahrscheinlich« funktionieren anders als Symbole für Sachen funktionieren. Und selbst die Worte, die Gegenstände oder Arten von Gegenständen bezeichnen oder charakterisieren, bedeuten nur in besonderen Fällen etwas Greifbares, das man vorzeigen könnte. Die Zahl 2, der Nordpol, ein Naturgesetz, ein Intelligenzquotient; das kann man nicht sehen oder anfassen, geschweige denn mit sich herumtragen - auch nicht »im Kopf«, wie vielleicht die meinen, die, wiederum naiverweise, denken, daß unsere Gedanken und ihr Inhalt in unserem Kopf lokalisiert werden könnten, da doch unser Gehirn in unserem Kopf untergebracht ist (was natürlich wahr ist)

und unsere Gedanken in unserem Gehirn sein müssen (was eine unsinnige Redeweise ist), weil wir mit unserem Gehirn denken (was zwar wahr ist, aber nichts darüber impliziert, wo denn nun die Gedanken sein sollen).

Die Einseitigkeit der von Aristoteles mit allen griechischen Autoren geteilten Sprachauffassung ist die Fixierung auf die theoretische, wirklichkeitsvermittelnde Seite der Sprache. Dies ist zwar ein wichtiger, aber keineswegs der einzige Bereich, in dem die Sprache unentbehrlich ist, wie wir seit kurzem insbesondere durch die Sprechakttheorie z.B. J. Searles deutlicher vor uns sehen. Die Sprache dient der menschlichen Kommunikation in einem viel umfassenderen Sinne als der bloßen Vermittlung von Informationen. Und die Naivität der aristotelischen Auffassung liegt vor allem darin, daß nicht gesehen wird, wie die Sprache, selbst wenn wir einmal nur ihre informationsvermittelnde Funktion betrachten, die Gegenstandswelt, die sie abbildet, nicht unbeeinflußt läßt, ja daß sie diese in gewissem Sinne erst erschafft. Es ist diese Naivität, auf die Humboldt als einen Grundfehler der bisherigen Sprachtheorien immer wieder hinweist:

»Die zunächstliegende, aber beschränkteste Ansicht der Sprache ist die, sie als ein bloßes Verständigungsmittel zu betrachten ... Die Sprache ist aber durchaus kein bloßes Verständigungsmittel, sondern der Abdruck des Geistes und der Weltansicht des Redenden; die Geselligkeit ist das unentbehrliche Hilfsmittel zu ihrer Entfaltung, aber bei weitem nicht der einzige Zweck, auf den sie hinarbeitet, der vielmehr seinen Endpunkt doch in dem einzelnen findet, insofern der einzelne von der Menschheit getrennt werden kann.«²

Und ferner:

»Man muß die Sprache nicht sowohl wie ein totes Erzeugtes, sondern weit mehr wie eine Erzeugung ansehen, mehr von demjenigen abstrahieren, was sie als Bezeichnung der Gegenstände und Vermittlung des Verständnisses wirkt, und dagegen sorgfältiger auf ihren mit der inneren Geistestätigkeit eng verwebten Ursprung und ihren gegenseitigen Einfluß zurückgehen.«³

Und gleich darauf folgt die berühmte Stelle, die immer wieder als Humboldts »Definition der Sprache« in Anspruch genommen worden ist: »Die Sprache, in ihrem wirklichen Wesen aufgefaßt, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. Selbst ihre Erhaltung durch die Schrift ist immer nur eine unvollständige, mumienartige Aufbewahrung, die es doch erst wieder bedarf, daß man dabei den lebendigen Vortrag zu versinnlichen sucht. Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Tätigkeit (Energeia). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische sein. Sie ist nämlich die sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes, den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen.«⁴

Dieser Prozeß der geistigen Arbeit, den wir Sprache nennen, ist nun frei-

lich ein dialektischer: Der Gedanke prägt den sprachlichen Ausdruck und die Möglichkeit sprachlicher Artikulation, und die Sprache prägt ihrerseits den Gedanken und damit die Erfassung der Wirklichkeit. Diese schwierige Komplexität wird Humboldt nicht müde, in immer neuen Ansätzen und Bildern zu betonen. Immer wieder weist er darauf hin, wie oberflächlich es wäre, zu meinen, die Sprache erfasse nur eine als solche schon vorausgesetzte Wirklichkeit. Freilich erzeugt sie nicht die Welt im idealistischen Sinne; aber sie prägt sie von Grund auf, und verschiedene Sprachen leisten dies in verschiedener Weise.

»Wie, ohne diese (scil. die Sprache), kein Begriff möglich ist, so kann es für die Seele auch kein Gegenstand sein, da ja selbst jeder äußere nur vermittelt des Begriffes für sie vollendete Wesenheit (wir würden sagen: Bestimmtheit) erhält.«⁵ »Wie der einzelne Laut zwischen den Gegenstand und den Menschen, so tritt die ganze Sprache zwischen ihn und die innerlich und äußerlich auf ihn einwirkende Natur« (ebd.). Diese Redeweise von einer sprachlichen »Zwischenwelt«, auf die spätere Sprachforscher, die an Humboldt angeschlossen, z.B. L. Weisgerber, so große Bedeutung gelegt haben, scheint mir den Humboldtschen Intentionen nicht wirklich angemessen zu sein. Sie legt die Vorstellung eines Verhältnisses von drei Elementen nahe: des sprechenden Menschen, der ihm gegenüberstehenden »Natur« oder Wirklichkeit und jener »Zwischenwelt«, die die menschliche Sprache zwischen den Menschen und die Wirklichkeit gleichsam aufspannt. Recht betrachtet ist aber die Sprache nicht eine Zwischenwelt, die zwischen den Menschen und die Wirklichkeit tritt, sondern sie bestimmt die Art und Weise, in der jene Wirklichkeit dem Menschen faßbar, denkbar und sprachlich artikulierbar wird. Die Sprache ist mehr die Art, in der der Mensch sich die Wirklichkeit sprachlich zugänglich macht.

So »liegt in jeder Sprache eine eigentümliche Weltansicht«(ebd.). »Weltansicht«, das ist etwas wesentlich anderes als »Weltbild«, also als ein Inbegriff dessen, was man, vielleicht aufgrund wissenschaftlicher Informationen, für die Realität hält; etwas anderes auch als eine »Weltanschauung« im ideologischen Sinne (so verstanden einige Exponenten des Nationalsozialismus Humboldt, wohl mit einiger Absicht, falsch). Es ist vielmehr die besondere Art, die Unendlichkeit der auf uns einströmenden Umweltreize und die Gegebenheiten unserer Innenwelt zu gliedern und zu vergegenständlichen.

»Durch denselben Akt, vermöge dessen er (der Mensch) die Sprache aus sich herausspinnt, spinnt er sich in dieselbe ein, und jede zieht um das Volk, welchem sie angehört, einen Kreis, aus dem es nur insofern hinauszugehen möglich ist, als man zugleich in den Kreis einer andren hinübertritt. Die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunkts in der bisherigen Weltansicht sein und ist es in der Tat bis auf

einen gewissen Grad, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Teils der Menschheit enthält.«⁶

3. Mit diesem Satz (in der Doppelbedeutung des Wortes »Satz«) war Humboldt über die gesamte bisherige Tradition der Sprachreflexion hinaus; und sein neuer Ansatz kann ebenso eine »kopernikanische Revolution« der Sprachbetrachtung genannt werden, wie Kant seine eigene Vernunftkritik eine »kopernikanische Revolution der Metaphysik« genannt hatte. Das Begründungsproblem der bisherigen Metaphysik - wie wir nämlich ohne Rückgang auf Erfahrung, d.h. apriori, universale und notwendige Eigenschaften der Dinge sollen erkennen können - wollte Kant durch Umkehrung der Fragestellung einer Lösung zugänglich machen: Anstatt vorauszusetzen, daß sich unsere Erkenntnis nach den Gegenständen richtet, wollen wir einmal zusehen, wie weit wir mit der Voraussetzung kommen, daß sich die Gegenstände (freilich die Gegenstände »möglicher Erfahrung«) nach unserer Erkenntnisart von ihnen richten müssen: Die Gegenstände sind für Kant wesentlich dadurch bestimmt, daß sie die Produkte oder Projektionen unserer Art sind, Gegenstände aufzufassen. Es ist kein Zweifel daran möglich, daß Humboldt diesen bahnbrechenden Gedanken Kants aufgenommen und auf die Sprache angewandt hat: In jeder Sprache drückt sich, wie er sagt, eine besondere Weltansicht aus, d.h. eine spezifische Zugriffsart, die alles erst umprägt, was wir als Gegenstand wahrnehmen und sprachlich erfassen können.

Es handelt sich aber durchaus auch um eine *Radikalisierung* des Kantischen Ansatzes; nicht, wie bei Kant, ein transzendentes Subjekt, für jedes erkennende Wesen, das auf Wahrnehmungen angewiesen ist, in gleicher Weise wirksam, bestimmt unsere Auffassung der Wirklichkeit mit Hilfe der Anschauungsformen Raum und Zeit und der reinen Verstandesbegriffe oder Kategorien als verschiedenen Formen, in denen die Mannigfaltigkeit der Phänomene zur Einheit des Gegenstandes gebracht werden kann: Nach Humboldt muß es so viele verschiedene Weltansichten geben, als es Sprachen gibt; und als Mitglieder einer Sprachgemeinschaft sind wir durch unsere geschichtliche Situation im Ablauf der Sprachentwicklung auch in unserer Wirklichkeitserfassung vielfältig bestimmt.

Jede Revolution hat freilich ihre Vorstadien, und ohne vielfältige Vorbereitung pflegen auch wissenschaftliche Revolutionen nicht einzutreten. Man hat mit Recht auf Hamann und Herder hingewiesen, die gerade die vollkommene Vernachlässigung der prägenden Kraft der Sprache bei Kant und dessen reiner Vernunftlehre entschieden kritisiert hatten. Die Humboldt-forschung ist nicht sicher, wie weit Humboldt von Herder angeregt wurde, den Humboldt nirgends ausdrücklich erwähnt. Auf diese gelehrte Diskussion kann ich hier nicht eingehen; ich möchte nur soviel sagen, daß ich mir

nicht denken kann, man könne Humboldt die Kenntnis der Hamann-Herderschen Auffassungen absprechen. Sicherlich wird er aber der entschiedenen Kant-Polemik beider Autoren eben als Anhänger der Kantischen Philosophie mit Reserven gegenübergestanden haben. Die Lehre von der sprachlichen Prägung unserer Weltauffassung brauchte Humboldt aber nicht erst von diesen beiden deutschen Vorläufern zu übernehmen: Schon das dritte Buch von John *Lockes* »Enquiry concerning Human Understanding« (1690) und insbesondere *Condillacs* »Essai sur l'origines des connaissances humaines« (1746) enthielten wichtige Erörterungen, die in die gleiche Richtung weisen.¹

Wie immer es aber mit diesen Vorläufern und Einflüssen stehen mag: Die Radikalität und Klarheit der Position Humboldts, und ihre Fundierung in einer sonst von niemandem erreichten Einsicht in den Bau der verschiedensten Sprachen haben die Diskussion auf ein bis dahin nicht erreichtes Niveau transponiert, so daß wir mit vollem Recht Humboldts Schrift als die Geburtsurkunde oder jedenfalls eine Geburtsurkunde neuzeitlicher Sprachtheorie ansehen dürfen.

Jedoch hat der Nachweis von Vorläufern Humboldts im 17. und 18. Jahrhundert eine gewisse Bedeutung auch für unser Verständnis Kants. Ich glaube, daß man Kants auffallende souveräne Vernachlässigung der Sprache und der Verschiedenheit der Sprachen im Rahmen seiner Vernunftkritik nicht mehr, wie auch ich es bisher geneigt war zu tun, als eine bloße Wahrnehmungslücke aufgrund mangelnden Interesses gerade für sprachliche Phänomene bei Kant interpretieren darf. Es sieht jetzt eher so aus, als hätte Kant mit voller Absicht an der Sprachunabhängigkeit der menschlichen Vernunft festhalten wollen und sich gegenüber den »Weltansichts«-Theoretikern der Sprache geradezu *abgeschirmt*. Denn wenn die Art, die Wirklichkeit zu gliedern und aufzufassen, tatsächlich sprachabhängig und sprachrelativ wäre, wie sollte man dann noch an der Einheit des Kategoriensystems für alle erkennenden Wesen, jedenfalls für alle Menschen, festhalten können? Kant sah sich hier einem neuen Skeptizismus gegenüber, der ebenso gefährlich für sein Unternehmen einer philosophischen Rechtfertigung objektiver Wissenschaft hätte werden können, wie es Humes Skeptizismus gewesen war, den er doch beanspruchte, durch seine transzendentalen Erörterungen prinzipiell (»aus dem Grunde«) widerlegt zu haben.

4. »Innere Sprachform«

Nachdem wir ein gewisses Vorverständnis dessen gewonnen haben, was Humboldt vor Augen hatte, wenn er die Sprache nicht »ergon« sondern »energeia«, nicht ein »Erzeugtes«, sondern »Erzeugung« nannte, und wenn er von der »Weltansicht« sprach, die jeder Sprache eingepreßt ist, wollen wir

uns nun dem weiteren Kernbegriff seiner Sprachtheorie, dem der »inneren Sprachform«, zuwenden. Die dafür wichtigsten Abschnitte des Werks sind die Paragraphen 21, 22 und 24 (eigentümlicherweise fehlt der Paragraph 23, ohne daß die Herausgeber das erklären oder auch nur vermerken); freilich ist diese Konzeption so fundamental, daß zu ihrem vollen Verständnis der ganze Text die notwendige, vermutlich aber noch nicht einmal hinreichende Vorbedingung ist. Die schon in den einleitenden Bemerkungen charakterisierte Dezenz und Diskretion Humboldts geht hier so weit, daß z.B. in dem Abschnitt 21, dessen Überschrift »Innere Sprachform« lautet, der Ausdruck »innere Sprachform« im Text nirgends auftritt; im Abschnitt 22, »Verbindung des Lautes mit der inneren Sprachform«, kommt der Ausdruck »innere Sprachform« nur einmal vor, und im Paragraphen 24, »Genauere Darlegung des Sprachverfahrens«, fehlt er wiederum gänzlich. Ist es nicht erstaunlich, daß der Begriff der inneren Sprachform, den die späteren Betrachter der Humboldtschen Sprachtheorie mit Recht als ihren Zentralbegriff eingestuft haben, in dem Werk, in dem Humboldt seine Ansicht vorträgt, tatsächlich nur ein einziges Mal auftritt?

Kein Wunder denn, daß sich unter den Humboldt-Nachfolgern und Humboldt-Interpreten kein Konsens darüber hat erreichen lassen, was eigentlich Humboldt unter der »inneren Sprachform« verstehen wollte; und es wäre aussichtslos, den Versuch zu machen, die bisher vorliegenden Erklärungen zu durchmustern und gegeneinander abzuwägen. Daher werde ich nur meine eigene Auffassung vortragen, die mir plausibel, wenn auch nicht evident scheint, und ich werde zu zeigen versuchen, daß die Schwierigkeiten der Interpretation jedenfalls zum Teil daher rühren mögen, daß Humboldt unter dem Begriff der »inneren Sprachform« Sachverhalte subsumiert hat, die miteinander in einer gewissen Spannung zu stehen scheinen oder tatsächlich in einer solchen Spannung stehen.

»Lautform« und »Innere Sprachform« stellt Humboldt als wesentliche Momente des Prozesses, der die Sprache ist, einander gegenüber. Wir erinnern uns, daß er die Sprachen als die »Arbeit des Geistes« bezeichnete, »den artikulierten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen«. Die Verschiedenheit der Sprachen geht für Humboldt vor allem darauf zurück, daß die Tendenz zur Produktion einer Vielfalt von artikulierten Lauten und die geistige Kraft zur Einbindung dieser Lautfülle in eine gehörige und durchsichtige Ordnung in verschiedenen Proportionen auftreten können. Reichtum an Lauten und phonetischem Material kann einen »ästhetisch befriedigenden« Überschuß an Ausdrücken für dieselbe Sache oder Funktion hervorbringen; die geistige Kraft sorgt dafür, daß hinreichend wichtige Unterschiede in den Dingen und in ihren Beziehungen auch ihren adäquaten Ausdruck finden. Die Sprachen haben eine ihnen einwohnende Tendenz, einen Zustand zu erreichen, in dem sich Ausdrucksfülle

und Funktionalität im Gleichgewicht befinden. Aus manchen Andeutungen Humboldts, der im allgemeinen sehr vorsichtig ist, Sprachen in eine »Rangordnung« zu bringen, ergibt sich, daß er wohl im klassischen Griechischen einen solchen Gleichgewichtszustand annähernd realisiert sah.

Hören wir wieder ihn selbst: »Alle Vorzüge noch so kunstvoller und tonreicher Lautformen, auch verbunden mit dem regesten Artikulationssinn, bleiben aber unvermögend, dem Geiste würdig zusagende Sprachen hervorzubringen, wenn nicht die strahlende Klarheit der auf die Sprache Bezug habenden Ideen sie mit ihrem Lichte und ihrer Wärme durchdringt.«⁸

Die Sprachgesetze, die der »rein intellektuelle Teil« der Sprache sind, bzw. diesen faßlich machen, sollten untereinander und mit den »Gesetzen des Anschauens, Denkens und Fühlens« übereinstimmen. Insofern nun die »Gesetze des Anschauens, Denkens und Fühlens« für alle Menschen gleich sind (so jedenfalls denkt Humboldt, in der Nachfolge Kants), sollte man erwarten, daß die innere Sprachform in allen Sprachen dieselbe wäre. Aber hier räumt Humboldt ein, daß eine erhebliche Variationsbreite besteht, da auch auf die geistige Kraft der Sprachbildung bei den verschiedenen Nationen zu verschiedenen Zeiten kontingente Kräfte und Umstände einwirken, die eine unübersehbare Mannigfaltigkeit von individuellen Sprachbildungen möglich machen, ja erzwingen. Selbst im gleichsam logischen Kernbereich finden sich Verschiedenheiten, die nun aber fast immer aus unrichtigen oder mangelhaften Kombinationen hervorgehen sollen. Ein Beispiel dafür sieht Humboldt im Konjugationssystem der Verben im Sanskrit gegenüber dem Griechischen, da die Modi des Verbs, wie Indikativ, Konjunktiv, Optativ und Imperativ im Sanskrit nicht rein vom Tempus, also der Zeitstufe, getrennt waren, so daß die Modi nicht in allen Zeitstufen durchgeführt seien. (Ich glaube, daß ein heutiger Sprachwissenschaftler hiergegen einwenden würde, daß die sogenannten Tempora auch im Griechischen zunächst nicht Zeitstufen, sondern Aktionsarten ausdrücken sollten, so z.B. das sogenannte »Imperfekt« die Dauer und Wiederholung einer Handlung, der Aorist den Anfang oder den Abschluß einer Handlung, das Perfekt einen durch Handlungen oder Leiden erreichten Zustand.)

Dies sind nur sehr allgemeine Züge der inneren Sprachform. Bei genauerer Aufmerksamkeit würde man auch in anderen Gebieten der Sprachkonstitution prinzipielle Unterschiede finden, in der Art, wie Benennungen von Gegenständen entwickelt werden, oder wie ein Wortfeld »besetzt« wird, ob weitmaschig oder eng. Der Ausdruck »Wortfeld«, der ja eine ganze Richtung der semantischen Forschung unserer Tage bestimmt hat, läßt sich in Anlehnung an Humboldts Formulierung »oft läßt sich (für bestimmte Wörter) nur gleichsam die Stelle andeuten, die sie in dem Gebiete, zu dem sie gehören, einnehmen« an Humboldts Auffassungen unmittelbar anschlie-

ßen. Einen weiteren Unterschied der inneren Sprache kann es ausmachen, ob die Sprache mehr der sinnlich wahrnehmbaren Realität (wie nach Humboldt das Griechische) oder mehr den subjektiven Erlebnisschattierungen (wie das Deutsche) Aufmerksamkeit widmet.

Ich sagte schon, daß Humboldt als das Ideal einer solchen Sprachbildung das Gleichgewicht zwischen Lautform und innerer Gestaltung ansah. Er sagt: »Es wird, wenn dieses Ziel erreicht ist, weder die innere Sprachentwicklung einseitige Pfade verfolgen, auf denen sie von der phonetischen Formenerzeugung verlassen wird, noch wird der Laut in wuchernder Üppigkeit über das schöne Bedürfnis des Gedanken hinaus walten.«⁹

In diesem Zusammenhang ist nun für Humboldt auch die Unterscheidung der Sprachtypen wichtig, die zwar nicht er, sondern schon August Wilhelm Schlegel eingeführt hatte. Aber Humboldt hat sie durch Aufnahme in seine Schriften zu größerer Breitenwirkung geführt, indem er sie auch als Ausdruck größerer oder geringerer geistiger Kraft bei der Sprachbildung deutete. Die Einzelheiten müssen wir hier beiseite lassen. Humboldt hielt es für notwendig, in jeder Sprache zwischen solchen Ausdrücken zu teilen, die etwas *bezeichnen* (sachhaltige Ausdrücke), und solchen, die nur Beziehungen zwischen diesen Ausdrücken der ersten Ordnung und anderen Ausdrücken oder die Beziehung der Dinge, die bezeichnet werden, zum Sprecher *andeuten*. Im Hinblick auf die Art, in der diese Aufgabe gelöst wird, unterscheidet Humboldt die isolierenden Sprachen, von denen das Chinesische der Paradefall ist, von den nicht-isolierenden, wobei diese in die Gruppe der flektierenden, der agglutinierenden und der einverleibenden Sprache sich gliedern lassen.

Das Chinesische reiht die sachbezeichnenden Ausdrücke unverbunden nebeneinander und überläßt es dem Hörer, sich die Beziehungen, die verstanden werden sollen, hinzuzudenken. Die flektierenden Sprachen, von denen das Sanskrit und das Griechische besonders deutliche Beispiele sind, drücken die Beziehungen zwischen den bezeichnenden Ausdrücken durch Modifikation der Wurzel dieser bezeichnenden Ausdrücke oder durch Suffixe, Anhängsel oder Vorsilben aus, die bloße Funktionsausdrücke sind und keine eigene Sachbedeutung (mehr) haben. Besonders deutlich ist die **flektierende Tendenz der Sprache im Ablaut**, so im Griechischen: Ae *ἔρω*, *ἔειπεν*, *ἔειπεν* (Präsens, Aorist und Perfekt von *airō*, »ich lasse«), oder im Deutschen: »laufe«, »lief«, »gelaufen«, sind paradigmatisch für Flexionen: Das zeitliche Verhältnis der Handlung zur Zeit des Sprechens wird durch Modifikation des Wurzelvokals des bezeichneten Ausdrucks kenntlich gemacht. »Agglutination« ist eine schwächere Form der im Prinzip vergleichbaren Lösungsstrategie: Das bezeichnende Wort wird mit anderen Wortteilen verknüpft, die in dieser Verwendung einen Beziehungsausdruck bilden.

Humboldt war Sprachkenner genug zu erkennen, daß gerade die flektierenden Sprachen in ihrer Entwicklung die Tendenz haben, die Fülle der Hilfsmittel, mit denen die Beziehungen angedeutet werden, später wieder einzuschränken und abzuschleifen. So sagt man im Deutschen nicht mehr »morgen werde ich kommen«, sondern »ich komme morgen«, weil das Zeitadverb »morgen« schon hinreicht, deutlich zu machen, daß es sich um ein Ereignis in der Zukunft handelt. Freilich sagen wir noch nicht »ich komme gestern«, obwohl der Fall hier analog liegt. Das Englische ist in der Vereinfachung, wie auch Humboldt bemerkte, am weitesten fortgeschritten: »Je gereifter sich der Geist fühlt, desto kühner wirkt er in eignen Verbindungen und desto zuversichtlicher wirft er die Brücken ab, welche die Sprache dem Verständnisse baut.«¹⁰

Jedoch ist offenkundig, daß der Sprecher einer Sprache zu solchen Unterscheidungen aus dem Zusammenhang nicht fähig wäre, hätte die Sprache nicht in ihrer früheren Entwicklungsstufe durch Bereitstellung eigener Ausdrucksmittel die Basis für die Erfassung solcher Beziehungen vermittelt.

Auch eine in diesem Sinne sich vereinfachende Sprache bleibt daher im Prinzip flektierend, so sehr ihr Bild einer isolierenden Sprache sich nähern mag. Die innere Sprachform bleibt also erhalten, auch wenn sich in der Lautform keine volle Entsprechung mehr für ihre gedankliche Struktur findet. In dieser Entwicklung sieht Humboldt eine Kurve, die von den isolierenden Sprachen wie dem Chinesischen ausgeht, sich zur Höhe der Flexionsprachen wie des Sanskrit und des Griechischen aufschwingt, um danach wieder einfacheren Formen zuzustreben, ohne aber an Reichtum möglicher Nuancierungen zu verlieren.

Ich muß hier abbrechen mit der Entwicklung des Gedankenganges Humboldts und möchte zunächst einige kritische Bemerkungen anschließen: Zu dem soeben Gesagten ist als Faktum nachzutragen, daß die moderne Sprachwissenschaft nicht mehr glaubt, die chinesische Sprache sei von Anfang an eine isolierende gewesen; vielmehr scheint es auch für das Chinesische flektierende Vorstufen gegeben zu haben. Auch das Chinesische hätte dann seine uns bekannte Form durch Vereinfachung, wie die modernen europäischen Sprachen, erreicht. Zweitens bin ich keineswegs so sicher, ob nicht die »innere Sprachform« einer flektierenden Sprache bei entsprechend eingreifender Simplifizierung der sprachlichen Ausdrucksmittel doch verändert wird. Manchmal befürchte ich, daß z.B. der Verlust des Konjunktivs der indirekten Rede im Deutschen und ähnliche Obsoleszenzen auch den Umfang des Gedankenrepertoires derer, die diesen restringierten Code übernehmen, einschränken müssen. Wie beruhigend wäre es, wenn Humboldt hier recht hätte!

Ein weiterer wichtiger Einwand muß, so denke ich, gegen Humboldts These erhoben werden, daß es eigentlich nur eine einzige angemessene »ideelle Sprachform« geben könne, die Sprachen nur mehr oder weniger verfehlen können.' »In der Betrachtung der Sprache an sich muß sich eine Form offenbaren, die unter allen denkbaren am meisten mit den Zwecken der Sprache übereinstimmt, und man muß die Vorzüge und Mängel der vorhandenen nach dem Grade beurteilen können, in welchem sie sich dieser Form nähern«. ¹² Kein Wunder, daß Humboldt sogleich auch meint, die sanskritischen, also die indoeuropäischen Sprachen, wie sie heute heißen, näherten sich dieser Form am meisten. Aber: Wenn die Sprache das Denken bestimmt wie das Denken die Sprache, muß dann nicht jemand, der in einer bestimmten Sprachgruppe aufgewachsen ist, geradezu zwangsläufig meinen, die naturgemäße Sprachform sei die, innerhalb derer er selbst denken gelernt hat? Es scheint hier wenigstens die Gefahr eines Zirkelschlusses vorzuliegen.

Drittens wird man die Redeweise vom »Volksgeist«, der sich in einer Sprache ausdrückt, als bestenfalls metaphorisch ansehen dürfen. Humboldt geht gelegentlich so weit, zu vermuten, daß Kinder z.B. deutscher Eltern eine durch Abstammung vermittelte Erbanlage zur leichteren Erlernung eben der deutschen Sprache besitzen könnten (dies übrigens eine Hypothese, die heute auch bei N. Chomsky gelegentlich erwogen wird). Es scheint aber keinerlei Anhaltspunkte dafür zu geben, daß im Genom deutscher Kinder ein Gen für Deutsch, bei französischen Babys eines für Französisch, bei japanischen Kindern - entsprechend vielleicht zwei? - Gene für Japanisch zu finden wären. Freilich ist die Anlage zur Erlernung einer Sprache überhaupt sicherlich vererbt; wie weit diese Anlage auch schon strukturelle Prägungen hinsichtlich der Art von Sprachen, die als Menschensprachen auftreten können, enthält, ist eine einstweilen noch offene, sehr wichtige Frage.

Aber diese Einwände, so bin ich überzeugt, treffen nicht das Wesentliche an Humboldts Reflexionen. Ich konnte Ihnen nur einen Ausschnitt dieses Gedankengeflechts vorlegen; selbst wenn ich noch mehr Zeit gehabt hätte, hätte ich doch nur einen Ausschnitt geben können, schon weil ich nicht behaupten könnte, das Ganze dieses faszinierenden Gewebes von Argumenten hinreichend zu überblicken. Aber ich hoffe, das Vorgetragene reicht schon aus, um Ihnen deutlich zu machen, wie reizvoll es sein kann, mit Humboldt über das nachzudenken, was dieser in der Schrift »Über den Dualis« einmal, mit einem kühnen Ausdruck, »die Verwandlung der Welt in Sprache« genannt hat.

Anmerkungen

- 1 Ihre wichtigsten Abschnitte enthält der von Michael *Böhler* in Reclams Universal-Bibliothek 1973 herausgegebene Sammelband »Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprache«; vollständig ist sie im dritten Band der von *A. Flitner* und *Klaus Giel* besorgten Studienausgabe der Werke Humboldts in der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft (1963) enthalten.
- 2 Über den Dualis (1827), Reclam-Ausgabe S. 21, Flitner-Giel III, 134 ff.
- 3 Reclam Ausgabe S. 34, Flitner-Giel III, 416, Akademie-Ausgabe VII, 45.
- 4 Reclam S. 36, Flitner III, 418, Akademie-Ausgabe VII, 46.
- 5 S. 53, IH, 433; VII, 60.
- 6 S. 53/54; III, 434; VII, 60.
- 7 *Hans Aarslefh* hat in seinem Beitrag zu Th. *Sebeoks* »Historiography of Linguistics« - Current Trends in Linguistics 13, 1975, S. 383-479, bes. S. 430-433 - gute Argumente dafür vorgetragen, daß Humboldts ziemlich plötzlicher Wechsel seines wissenschaftlichen Interesses von der Anthropologie im umfassenderen Sinne zur Sprachtheorie und Sprachphilosophie, den wir während seines Parisaufenthaltes 1797-1801 nachweisen können, vermutlich durch die Bekanntschaft gerade mit den Schriften Condillacs bewirkt sein könnte.
- 8 82/83; III, 463; VII, 86.
- 9 S. 92; IH, 473; VII, 95.
- 10 S. 196; III, 683; VII, 240.
- 11 S. 84; III, 465; VII, 87.
- 12 S. 201; III, 652; VII, 253.